Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Wochenbericht.

Pariser Brief. — Paris ist die Geliebte aller Touristen und darum hören wir nur selten die Wahrheit darüber. Jeder schmückt es aus mit allen Reizen seiner Phantasie und legt in die Schilderungen die Liebe, welche die reizende Fee allen Sterblichen einzuflößen weiß. Paris ist der Spiegel des Faust, in dem der Reisende das Bild seiner Helena erblickt, und weil gewöhnlich vorausgesetzt wird, daß man Paris kennt, lesen wir in den Reisebüchern und Souvenirs de Paris weniger eine Schilderung des wirklichen Paris als mehr oder minder künstlerische Bilder und Genreskizzen aus dem Leben von Paris, wie es der mit der Eisenbahn Kommende auf Dampfesflügeln durchbrausend zu sehen glaubt. Die Gestaltung dieser Beschreibungen und Schildereien richtet sich natürlich nach den beschreibenden Persönlichkeiten selbst und man kann nicht leicht besser Bekanntschaft mit jemand machen, als wenn man ihm auf seinen Spaziergängen durch Paris folgt. Paris lernen wir selten auf diese Weise kennen, den Reisebeschreiber fast immer und oft auf eine zu gründliche Weise. Paris hat noch eine andre Eigenthümlichkeit. Es macht auf den Beschauenden einen so lebhaften Eindruck, daß er darüber alles vergißt, was vor ihm geschrieben und oft besser dargestellt worden ist, und sich verpflichtet glaubt, wieder von vorn anzufangen und uns durch eine aller Welt geläufig gewordene Bildergalerie zu führen. Es ist eben wieder wie bei Verliebten. Diese merken nie, wie langweilig oft andern der Enthusiasmus, den sie für die Geliebte fühlen, werden kann, wenn derselbe nicht in wahrhaft künstlerischen Gestaltungen seinen Ausdruck findet. Diese Betrachtungen drängen sich mir immer wieder auf, so oft ich ein neues Buch über Paris sehe, und bei der Lectüre des Werkes von Emma Niendorf bemächtigten sie sich meiner mit so großer Gewalt, daß ich sie fast bei keinem Capitel loswerden konnte. Damit man hierin keinen zu scharfen Tadel sehe, bemerke ich gleich hier, daß das Büchlein lesenswerth ist und für den, der Paris nicht kennt, auch amüsant sein wird. Es ist besser, als viele Schriften, die jährlich über Paris veröffentlicht werden, aber es trägt auch mehr wie andere den Mangel der Flüchtigkeit und Unvollständigkeit an sich.

Man merkt es ferner der Verfasserin zu sehr an, daß sie bei allem, was sie sieht und was sie hört, sich ängstlich fragt, was werde ich darüber in meinem Buche über Paris sagen und das wirkt sehr unerquicklich. Oft, wenn sie ihr Touristenmetier vergißt und natürlich wird, macht Frau Emma Niendorf vortreffliche Bemerkungen und sehr gute Aperçus und wir wünschten dem Buche blos, daß die Verfasserin ihrer Natürlichkeit nicht zu häufig untreu geworden wäre. Bei Gelegenheit ihrer ziemlich lebendig gehaltenen Schilderung der Boulevards sagt sie von der deutschen Modesucht: „sie hat immer etwas Barbarisches, einige Familienähnlichkeit mit dem Glasperlenschmucke jener Südseeinsulaner, mehr als mit der Feinheit der Pariser Eleganz; und welche Opfer ihr auch bringen möget, es wird nie gelingen, in der letzten, höchstens nur in der vorletzten Fashion sich zu brüsten. Unglückliche Liebe! jagt nicht nach einem dreifachen Phantom, das euch stets wieder unter den deutschen Fingern zerrinnt. Resignirt und pensionirt euch lieber in eine eigenthümliche Schlichtheit hinein, die euch interessanter macht als jene, ich wiederhole es, hoffnungslose Aefferei, welche zudem Haus und Geist gefährdet.“ Man kann das

nicht besser sagen, und es wäre der Niendorfschen Schreibart zu wünschen gewesen, sie hätte sich das Recept der Schlichtheit gemerkt. Aber da erinnert sie sich an den Vorwurf, den irgendein Franzose den deutschen Romanen und Novellen gemacht: „que cela ne marche pas" und sie überstürzt sich, in ihren Epiteten charakteristisch sein wollender Phrasen und Maximen, so daß sie sich häufig bis zur Unverständlichkeit, zuweilen zu baarem Unsinn verrennt. Ihr Stil gemahnt mich an eine komische Figur in Hoppes „Doctor Fausts Hauskäppchen", die sich in ähnlicher Weise ausdrückt. „Hereinkunft des Vaters — Ueberraschung — Furcht — Fußfall — Reue — Verzeihung — Heirath — Tableau." Dieser Stil paßt allerdings zu der krankhaften Hast, mit der sich die Verfasserin auf alles stürzt, was von ihren Vorgängern und Vorgängerinnen als sehenswerth bezeichnet wird. Wäre es aber nicht besser gewesen, weniger mit mehr Aufmerksamkeit und gründlicher zu sehen, als Paris so zu durchbrausen, wie ein Engländer den Louvre durchrast, ohne mehr als die Namen der berühmten Maler von den Wänden herunterzulesen? Diese Hast spricht sich fast in allen Abtheilungen aus — die Verfasserin findet selten Ruhe bei einem Gegenstande, auch nur bei einem Spaziergange, sie wirft vieles durcheinander und wer einen Plan von Paris zur Hand nimmt und ihren Wanderungen folgt, der kann sich überzeugen, welch unrichtiges Bild er von der Topographie von Paris erhält — wer Paris kennt, wird bei manchen Gelegenheiten dieselbe Verwirrung auch in der Anschauung vom geistigen Paris finden. Von dem Börsenplatze bis zur Jean Jacques Rousseaugasse ist lange nicht der größte Sprung, den die flinke Dame gemacht. Was hat das aber für einen Sinn, welcher geistige Zusammenhang ist zwischen dem, was sie über die so ganz ohne Uebergang berührten Punkte der Stadt sagt? „Die Halle au blé fordert einen Blick mit ihren Ausgängen nach vier Seiten . . . . . Hier errichtete König Johann das Hôtel des Nesle, schenkte es Ludwig IX., welcher es seiner Mutter, der Königin Blanche, überließ. Im Besitze des Johann von Luxemburg, Böhmens König, hieß es Hôtel de Bohême. Ludwig XII. verwandelte es in ein Kloster der Büßerinnen, bis es durch päpstliche Bulle von einem Palaste der Katharina von Medicis verdrängt, Hôtel de la reine, bei deren Ableben an Karl Bourbon, Sohn des Prinzen von Condé, verkauft, Hôtel de Soissons genannt. Nur eine dorische Säule an der Südmauer blieb übrig. So sind die meisten Erinnerungen von Paris nur mehr auf dem Papiere. Wie der Landmann seinen Acker, pflügt die Geschichte diesen Boden immer von neuem um."

Diese Halle au blé ist nicht grade derjenige Bau von Paris, welcher die merkwürdigsten Schicksale erlebt hat, wenn aber seine Geschichte erzählt wird, so verlangten wir doch mindestens eben die Ausführlichkeit, mit welcher uns die Reise nach den beiden Wohnungen oder die Speisekarte vom Restaurant du Havre, oder der Geisterabend und der elektrische Seecapitän beschrieben wird. Der Leser mag selbst urtheilen, ob es sich der Mühe lohnte. Ich weiß nicht, von wem es erbaut wurde. Genug, im Jahre 1230 war es im Besitze des Burgherrn von Brügge, Johann II., Seigneur de Nesle. Später schenkte er es dem heiligen Ludwig und dessen Mutter, der Königin Blanche, welche im Jahre 1252 daselbst starb. 1327 verkaufte Philippe von Valois es an den Lützelburger Johann, der es lange Zeit bewohnte und nach ihm hieß es Bohême oder Béhaigne. Im vier-

zehnten Jahrhundert noch kam es an den Duc de Touraine, genannt Herzog von Orleans. Nach dem Herzoge bezogen es die Filles pénitentes de la Magdelaine. Erst 1572 brachte es Katharina von Medicis an sich und gab ihm den Namen Hôtel de la reine. Aus Furcht nämlich vor der einer Prophezeihung zufolge gefährlichen Nachbarschaft von St. Germain Lauxerrois beschloß die Königin, das noch nicht vollendete Schloß der Tuilerien zu verlassen und wählte das alte Hotel des Herrn von Nesle. Die dasselbe seit anderthalb Jahrhunderten bewohnenden Büßerinnen wurden nach der Abtei der heiligen Magdalene gebracht, damit die Bannkrankheit der Königin Katharine ganz freien Lauf habe. Cosmo Ruggieri, der schlaue Florentiner, war der Gebieterin mit seinen astrologischen Apparaten in den neugebauten Palast gefolgt, sie überließ ihm den schönsten Theil zur Einrichtung für sein Laboratorium. Ruggieri beherrschte die abergläubische Königin ganz und verkaufte ihr seine Geheimnisse um einen Preis, wie ihn nur gekrönte Häupter bezahlen können; für eine kabbalistische Medaille, welche die Königin trug, erhielt er eine Abtei.

So prachtvoll es auch gewesen sein mochte, das neue Laboratorium genügte dem Charlatan bald nicht. Er verlangte eine Sternwarte, von welcher aus er die ganze Stadt zu beherrschen im Stande wäre und ungestört den Lauf der Gestirne beobachten könnte. Ruggieris Wünsche waren für die Mediceerinn Befehle, sie beeilte sich, den verlangten Bau ausführen zu lassen. Er wurde ihrem Architekten Bullaut anvertraut, welcher durch Mangel an Raum zu dem glücklichen Gedanken gebracht wurde, die Sternwarte in eine schlanke, hundert Fuß hoch aufstrebende Säule zu stecken. Eine Schneckentreppe, wie in der Trajanssäule, sollte hinaufführen. Auf dem Gipfel brachte er kabbalistische Symbole an, damit auch das Aeußere den Zweck des Baues verrathe. Nach dem Tode Katharinens und nach vielen verschiedenartigen Schicksalen kam das Hotel in die Hände von Karl Bourbon, Grafen von Soissons, von dem es den Namen Hôtel de Soissons erhielt. Es blieb unverändert und selbst die unnütz gewordene, aber graziöse Säule wurde verschont. Die Fremden bewunderten sie ebenso, wie die schöne Venus von Jean Goujon, welche sich auch in diesem Hotel befand. Unter den folgenden Regierungen wechselte das Hôtel de Soissons oft den Herrn, wie uns Terrassau in seiner 1758 herausgegebenen Geschichte erzählt. Fräulein Scudery und ihr Bruder befinden sich auch unter den Bewohnern des Hotels. Ein Theil desselben war oft übel gewählten Insassen vermiethet, aber der größere ward von den Prinzen von Savoien, während ihres Aufenthaltes in Paris, bewohnt. Thomas Franz von Savoien, Prinz von Carignan und Eugen Moritz von Savoien wohnten lange in diesem Hotel. Es wurde die Geburtsstätte zweier großer Generale jener Zeit, Wilhelm von Baden und Prinz Eugen.

Es gehörte ein größeres Vermögen dazu, als das der Prinzen von Savoyen, um einen solchen Palast zu erhalten. Die Carignan ließen zuerst die Kapelle in Verfall gerathen und der andere Theil des Gebäudes wurde den Spielhöllen der Zeit, dem Lansquenet und dem Triktrak geöffnet. Die Regierungen nahmen sich den socialen Fall des Hotels von Soissons zu Herzen und verschiedene ministerielle Erlässe verboten das Spiel. Es wich, um der Schwindelei Platz zu machen. Im Jahre 1718 wurden die Bureaus der Zettelbank im Schlosse installirt. Law wollte

es im nächsten Jahre an sich kaufen und bot dem Prinzen von Carignan ein und eine halbe Million Franken, wurde aber zurückgewiesen. So wanderte er mit der Börse jener Zeit nach der berühmten Rue Quincampoix.

Man hatte verschiedene Absichten mit dem Hotel. Vor Law sollte es in ein Theater umgewandelt werden, und schon Colbert wollte es schleifen lassen, einen Platz daraus machen, in dessen Mitte sich eine Reiterstatue seines Königs erheben würde. Alles war schon fertig, Plan, Modelle, der Marmor bereit, die Bronze angeschafft — — da starb der Oberintendant und mit ihm sein Entwurf. Im Jahre 1748, als die Abtragung des Hotels wirklich begonnen hatte, machte Gresset den Vorschlag, man solle auf den Gipfel der Säule eine Reiterstatue des geliebten Ludwig XV. stellen. Piron hielt dem unglücklichen Poeten vor:

Il faut être un heteroclyte
Pour y vouloir placer le roi
C'est du vainqueur de Fontenoy
Faire un St. Simeon Stilite.

Die Säule wurde, Dank sei es all diesen Entwürfen, gerettet. Im Jahr 1750 war sie arg bedroht, denn das Hotel war schon ganz niedergerissen, man befürchtete, die Sternwarte Ruggieris könnte dem Bau einer Kornhalle hinderlich im Wege stehen. Herr Bernage, der Prevot der Bürger, sprach sich fürs Niederreißen aus. Aber Herr von Bachaumont, der Verfasser der Memoires secrets, rettete ihr das Leben. Er begab sich aufs Stadthaus, kaufte die Säule um 1500 Franken und verlangte blos, daß man sie erhalte. Erst in unsrem Jahrhundert wurde ein Brunnen daran gebaut, nachdem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Pater Pingré eine Sonnenuhr auf die Spitze gemalt hatte.

Diese flüchtige Skizze mag dem Leser genügen, um zu zeigen, wie die Verfasserin an Interessantem, Belehrendem vorbeigeht, um uns mit der gewöhnlichen Touristennahrung zu speisen. Die Ankunft — die Abreise — der Abschied von Nachbarn, Freunden und Portier mag für den intimen Briefwechsel von Werth sein. In einem Buche verlangen wir getreue Beschreibungen oder poetische Darstellungen, bei denen der Leser gleich herausfühlen muß, daß Idealisirung oder humoristisches Anschauen der Dinge dem Schriftsteller als Zweck vor Augen geschwebt habe.

Die Schilderung zum Beispiel des Salons von Madame dAgout, wenn wir schon zugeben sollen, daß er als Pariser Salon ein Capitel in ihrem Buche verdient habe — was erfahren wir daraus? Man gibt uns eine Reihe von Namen, aber weder ein Bild von der Hausfrau, noch eine Idee von der Gesellschaft, noch einen Begriff von der Conversation in dem Salon und der wäre doch in diesem Falle die Hauptsache, möchte man meinen. Nicht anders ist der Besuch bei Cousin, bei George Sand und bei Heine behandelt. Wer kann sich von George Sand eine Vorstellung nach dieser Schilderung machen? Ist das Gespräch mit dem Portier von Lamartine nicht ebenso interessant als das mit der berühmten Dichterin, mit Frankreichs größter Schriftstellerin? Wenn man von solchen Persönlichkeiten nicht mehr zu sagen weiß, so ist es besser, ganz über sie zu schweigen.

Es ist natürlich, daß man in wenigen Wochen nicht einen Gegenstand wie Paris bemeistern lernt und es ist schon dankenswerth, wenn neben Unbedeutendem manches unterläuft, was richtig gesehen und gut beschrieben ist.

Die Beschreibung der Kunstausstellung durfte als etwas Vorübergehendes feh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

len, aber wenn sie uns geboten wird, würden wir doch wenigstens mehr erwarten, als in jedem Zeitungsbericht zu lesen ist. — Wir bekommen aber weder einen allgemeinen Ueberblick der Kunstzustände des heutigen Frankreich, noch werden die bedeutendsten Werke auch nur erwähnt. Bei Gelegenheit der Straßenphysiognomie sagt die Verfasserin etwas über die französische Malerei, was für französische Kunst, wie sie in den Aushängekasten für den Geschmack der Bourgeoisie repräsentirt wird, ebenso richtig als bezeichnend ist. „In jeder gemachten Blume, in jedem duftend auf dem Markte gebundenen Strauße, in jedem baumelnden Püpplein des Parisers ist mehr Kunst als in seinen „Tableaux" und deren kümmerlichen Gedanken." Diese Beschreibung der Straßen gehört mit zu dem Besten im Buche. Uebertreibungen fehlen auch da nicht. Wenn zum Beispiel gesagt wird, jedes dritte Haus habe seinen Coiffeur, so ist das eine französische Hyperbel. Bedenkt man überdies, daß die Coiffeurs hier zugleich das Amt der Bartscherer vertreten, so erklärt sich die größere Zahl solcher Anstalten natürlich genug, ohne daß man daraus einen besondern Schluß auf den Charakter der Franzosen zu machen braucht. Gegründet ist die Verwunderung über die vielen Pastetenbäcker und Chocoladenhändler.

Die Beschreibung des Palais royal ist eigentlich eine bloße Wiederholung des Spaziergangs auf den Boulevards. Ihrem Protégé, dem Restaurant de Havre, will ich auch nicht zu nahe treten; gegen das Fricandeau in einem Zweifrankenspeisehause muß ich aus Nächstenliebe noch einmal protestiren.

Den Schmerz um die fallenden Straßen von Paris begreife ich, erlaube mir aber doch die Bemerkung, daß diese Schlupfwinkel des Lasters, diese Höhlen des Elends und kranker Armuth sich doch noch besser auf dem Papier ausnehmen, in historischer Erinnerung, als inmitten von Paris. Es bleibt des Historischen noch genug und diesfallsige Impietät kann man den Parisern im allgemeinen nicht vorwerfen. Ein Beweis ist die Erhaltung des auch von unsrer Verfasserin erwähnten aber nicht hinreichend bewunderten Tour St. Jaque, der eigenthümlich genug in dieses moderne Häusermeer dreinschauen wird.

Die Beschreibung des Louvre ist ungefähr, obgleich nicht ganz so gehalten wie jene der Kunstausstellung. Für den Standpunkt, den die Verfasserin einnimmt, mag erwähnt sein, daß sie sich für den manierirten, abgeschmackten Creuze begeistert und kein Wort von Proudhon, keine Silbe von Gericault sagt. Wir können das nicht ungerügt lassen, weil sie uns selbst sagt, „zu ersehnter Heimat lenke ich nach dem Louvre die Schritte, das erste Mal, da ich es betrat, wie noch heute." Das große Interesse an den historischen Spielereien, welche le Musée des souverains heißt, verzeihen wir der Frau und ehren es an der Novellistin.

Mr. Jacquetot der Concierge ist ein artiges Genrebild — obgleich nicht der Typus der Pariser Portiers. — Doch wollen wir damit dem Porträt nicht Aehnlichkeit absprechen. Die Beschreibungen von St. Germain Lauxerrois, St. Jean de la Boucherie, des Palais de Justice, der Conciergerie, der St. Chapelle bieten des Interessanten viel — der historische Theil ein wenig zu flüchtig, selbst dem eignen Verständnisse schadend. Wer Notre Dame gut beschrieben lesen will, der halte sich an Hugos Roman: die Wanderung durch die Champs elysées — die Boulevards bei Nacht sind artig — zuviel Aufmerksamkeit für Puppenladen.

Madame Sevignés Hotel Carnavales ist lebhaft und mit Glück gezeichnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lesen wir aber: „Zwischen den Pfeilern die Spiegel, noch die alten, die nämlichen, aus denen jene Gestalten schauten. Vielleicht gibt es eine Stunde, wo sie wieder darin auftauchen. Ist nicht jeder Spiegel wie ein Fenster in einer mystischen Welt?" so haben wir die begeisterte Anhängerin der Tables tournantes vor uns. Die mit viel Zurückhaltung erzählte Soiree (eine von vielen) der Klopfgeister erklärt manches im Buche. Wir haben aber dem Gedächtnisse der Verfasserin nachzuhelfen, denn sind wir gut unterrichtet, so hat Beethovens Geist nicht Mephisto als den besten Spieler seiner Compositionen genannt, sondern einen böhmischen Pianisten, der in Böhmen eingezogenen Erkundigungen zufolge gar nicht existirt, noch existirt hat. Diese kleine Verbesserung sei einem Gegner dieses albernen Modemysterismus erlaubt. Die Seance beim Magnetiseur Du Potet ist mit mehr Diplomatie erzählt, als von einer Freundin Börnes zu erwarten gewesen wäre. Anziehend ist die Schilderung der Revue vor dem Napoleonisten, aber die allzugroße Verächtlichkeit, mit welcher die Franzosen behandelt werden, scheint mir am wenigsten gerecht in einem Augenblicke, wo die Verfasserin sich von der Kälte überzeugen konnte, mit welcher der Held des 2. Decembers damals überall empfangen wurde. „Ein verächtliches Volk; historische Hefe und selbst als Sauerteig fast schlecht," ist doch gar zu streng. Ist es denn ein gar zu großes Verbrechen, wenn die Arbeiter, die nicht drei Franken ausgeben können, die Gelegenheit benutzen wollen, die Rachel einmal umsonst zu sehen?

Die Sitzung der Akademie durfte natürlich auch nicht fehlen. Wir haben mit Vergnügen folgende Charakteristik der akademischen Luft angestrichen: „wir würden das hier waltende Element selbstgefälliger Autorität in das Deutsche übersetzt „„das hofräthliche"" bezeichnen". Ist das nicht ganz vortrefflich gesagt? Den Ausflug nach Monmorency wird man gern lesen, ebenso die Schilderung des Hotel Cluny. „Man merkt es dieser Sammlung an, daß sie ursprünglich von persönlicher Liebe zusammengetragen, kein officielles Museum. So zu reden vermag der Staat nicht, nur das Gemüth." Sehr fein und weiblich gefühlt.

Ebenso weiblich und geistreich ist folgende Bemerkung über die Gobelinsarbeiter: „Masche für Masche entstehen vor uns die Werke von Jahrzehnten. Wie hinter einem Schleier unterscheidet man das Gesicht des Ouvrier Artiste. Arbeitet er auf der linken Seite, so hat er das Original im Rücken; vorn — bei dem Sammetartigen „le velours", die Teppiche — so hängt es über ihm. Tausend und tausend spindelförmige Wollenröllchen. Wie rührend das Demüthige und doch wieder so Schöpferische! Ameisenhafter Fleiß, der unverrückt ein großes Ziel verfolgt. Eine Liebe, eine Treue, die man nur der Steinhauerei unsrer grauen Dame vergleichen mag. Welche Masse von unscheinbaren Fädlein! Sollte nicht jeder von uns trachten, aus seinem Leben ein solches Kunstwerk zu machen, in welchem das kleine Alltägliche sich am Ende zum Ganzen gestaltet, nach dem Vorbilde, das der Meister reicht?"

„Mir scheint, das müssen gute Menschen sein, welche diese Gobelins weben," setzt die Verfasserin hinzu, und mir scheint, daß die Urheberin des angeführten Gedankens ebenfalls eine gute Frau sein müsse. Solcher Züge gibt es viele im Buche und man verzeiht ihnen zu Liebe manches Mystische, Unklare, Tischdreherische.

Père Lachaise — was will man noch darüber sagen? Gewundert hat es mich,

daß Frau Niendorf Börnes Grab nicht gefunden. Für andre Besucher sei bemerkt, daß es ganz in der Nähe des Grabmals vom General Foy sich befinde und daß jeder der Führer es kenne. Hôtel des Invalides und Tuilerien — nöthige Zugabe. Wer würde in folgender Phrase die Verfasserin des oben Angezogenen wiedererkennen? „Darüber Mignards Helios mit den Musen. Der heutige Schimmer macht diese Gebilde nicht minder lieblich, nur etwas vergangen zurückweichend."

Die Episode im Kloster von Versailles ist, wenn man einmal mit dieser Anschauung sich befreunden will, eine willkommene Beigabe, ein ganz allerliebst geschildertes Stillleben. Die Beschreibung von Versailles entspricht dem flüchtigen Besuche, wie ihn von bezahlten Ciceronis remorkirte Touristen zu machen pflegen. Das genügt am Ende auch. Eine Verbesserung: das doppelte goldne LL bedeutet nicht Louis und Louise (Lavalliere), es ist der Namenszug des Königs im Lapidarstil und Lac dAmour heißen diese Verschlingungen mit ihrem technischen Namen (lac, lacet, noeud), das ist also kein Einfall der Gräfin Ines. Den Beifall jedes Lesers werden folgende Zeilen finden: „Die ungeheure Galerie Louis Philippe. Schicksalsvoll wie er dem zweiten Kaiserreiche den Weg ebnen mußte! Die alte Geschichte vom Lehrling mit dem Zauberbesen. Er kannte die Franzosen darauf, daß sie ein Spielzeug bedürfen; daß er nach diesem als dem tauglichsten greifen mußte, bewies, daß die Napoleons noch möglich. Aehnliches wird man einst von Ludwig Napoleon vielleicht in Beziehung auf die Republik mit socialen Reformen sagen müssen." Die Porträtsammlung im oberen Stocke, einmal berührt, hätte mehr Aufmerksamkeit verdient. Noch eine Bemerkung, welche mir die adlige Dame, ich hoffe es, nicht übelnehmen wird. Ich kann der Meinung, daß in der Gesellschaft von Versailles noch Traditionen von gutem Tone zu bemerken seien, nicht beistimmen. Sie hat wol ein eignes Cachet — aber das Cachet der pensionirten Bureaukratie. Die Verfasserin wird ein Stück Tradition mit sich aus dem Schlosse gebracht und auf die bürgerliche, provinzialistisch spießbürgerliche Welt von Versailles übertragen haben, die sich auf dem Tapis vert herumtreibt. Trianon wie immer. St. Cloud: Siehe Boulevards. Im Capitel Salons und Geselligkeit finden sich Eingangs einige treffliche Bemerkungen, wenn sich die Verfasserin aber über den Mangel an originellen Aussprüchen selbst der geistigen Notabilitäten bekagt, so muß sie weder Cousin, noch Merimée, noch Dumas u. s. w. in Gesellschaft gehört haben. Vortrefflich ist die kurze Charakteristik der Comedie française; was soll aber folgender Zusatz bedeuten, nach diesem verdienten, keineswegs übertriebenem Lobe: „Bei einigem Nachdenken erschrickt man vor dieser Abrundung. Hinter solcher Vollendung des Ausdrucks, wo es alles, die Hälfe aller — steht das Nichts, ist alles hohl." Wir gestehen zu unsrer Schande, daß wir den Sinn dieses Satzes gar nicht auffassen. In der Komödie sind die Franzosen lebendig, kernig, voll Blut und Leidenschaft — da ist nichts hohl, nichts leer. Der Vorzug, den sie der Gymnasetruppe zuspricht, ist begreiflich, aber nur in gewissem Maße richtig. Von ihr gilt nämlich das bekannte Wort ganz: elle est grande dans son genre, mais son genre est petit, wenigstens kleiner als das der Comedie française. Die Volkstheater sind ein guter Gegensatz für das Theatre français.

Der letzte Nachruf an Paris ist mit viel Wärme und Beredtsamkeit geschrieben. Wir können dem Buche, an dem wir manches getadelt, wie die Verfasserin an Paris,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine eben solche Nachrede nachschicken. Es sind interessante Skizzen von Paris, mit manchen Irrthümern, aber belehrend und anziehend, und wir glauben mit der Verfasserin, daß wer nicht nach Paris kommen kann, die Wanderung am Arme dieser begeisterungsfähigen Cicerone nicht bereuen wird. Wir sprechen die weitere Ueberzeugung aus, daß die novellistischen Bilder, welche Emma Niendorf aus Paris mitgenommen haben mag, noch gelungener ausfallen dürften, als dieses Reisebuch.

Nachtrag der Redaction.

An diese ausführliche Besprechung unsres Pariser Correspondenten knüpfen wir noch die Anzeige eines neuerschienenen Buchs: Pariser Spaziergänge, von Hermann Lessing. Berlin, allgemeine deutsche Verlagsanstalt. Wir sind dem Verfasser bereits in dem Jahre 1848 oder 1849 begegnet, wo er Berliner Schilderungen herausgab. Wenn wir nicht irren, hoben wir schon damals den Einfluß Börnes auf seine Leistungen hervor. Soviel wir dies frühere Buch noch im Gedächtniß haben, hat sich der Stil des Verfassers nicht wesentlich geändert. Er geht vorzugsweise auf epigrammatische Pointen aus. Uebrigens ist diese leichtsinnige, aber liebenswürdige Weltstadt in der That unerschöpflich. Man könnte mit den Reisebriefen aus Paris, die seit dem Anfang dieses Jahrhunderts erschienen sind, sehr bequem die neue Straße von Rivoli pflastern; aber es findet sich doch jedes Mal noch etwas Neues und Piquantes. Der Verfasser des vorliegenden Buchs hat seine Schilderungen vorzugsweise für Berliner geschrieben. Der Vergleich zwischen beiden Städten liegt ihm fortwährend im Sinn, und obgleich dem guten Berlin sehr arg mitgespielt wird, so liest doch der aufmerksame Leser zwischen den Zeilen immer eine große Theilnahme an dieser Stadt heraus, in der sich die Lebensatmosphäre des Verfassers gebildet zu haben scheint.

Bildende Kunst. — Le Rhin monumental et pittoresque. Aquarelles d'après nature, lithographiées en plusieurs teintes par MM. Fourmois, Lauters et Stroobant. Texte par M. L. Hymans. Publié sous le patronage de S. A. R. Madame la Princesse de Prusse. Par Charles Muquardt. — Es ist dies der Anfang eines sehr schönen Werks, welches die allgemeinste Anerkennung und Verbreitung verdient. Es soll in zehn Lieferungen erscheinen, die Lieferung zu drei Bildern mit Text. Es erscheinen zwei Ausgaben davon in groß und klein Folio, die eine zu zehn Franken, die andre zu sieben Franken für die Lieferung. Die Bilder sind in Buntdruck ausgeführt, der hier mit einer Einsicht und einem Geschmack angewendet ist, wie wir noch nichts Aehnliches gesehen haben. Die Gesichtspunkte sind glücklich gewählt, die Zeichnungen lebendig und charakteristisch. Nur eins hätten wir noch zu wünschen. Die drei vorliegenden Bilder der ersten Lieferung haben einen vorwiegend düstern oder wenigstens ernsten Charakter; es wäre sehr zweckmäßig, wenn nun bei einzelnen Bildern auch die lachende, heitere Natur der Rheingegend zu ihrem Recht käme. Wir sind mit der Technik des Buntdrucks nicht genug bekannt, um zu wissen, wieweit man solches erreichen kann; es wäre aber ein schöner Fortschritt der Kunst, wenn in dem vorliegenden Werk die schönen Zeichnungen sich auch dieses Vorzugs erfreuen könnten. — Wir werden im Verlauf des Unternehmens weiteren Bericht abstatten. —

Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin ist soeben ein neues Porträt

Alexander v. Humboldts erschienen, welches an geistreicher Auffassung und eleganter Ausstattung unter den bereits vorhandenen den Preis verdienen möchte. Der Stich ist nach einem Gemälde von Emma Richards gearbeitet, einer Künstlerin, deren Porträt gleichzeitig in derselben Buchhandlung erscheint: ein scharfgeschnittenes, ernstes, bedeutendes Gesicht. Daß unsre Künstler in neuester Zeit sich mit besonderer Vorliebe mit dem großen Naturforscher beschäftigen, ist eine gerechte Pietät, denn von den großen Männern, welche die Blüte unsrer Literatur herbeigeführt haben, ist er der beinahe einzig Ueberlebende, die letzte Erinnerung an eine schöne Zeit, in welcher die Wissenschaft und die Dichtkunst sich vertraulich einander näherten und an der Darstellung des allgemein Menschlichen und Idealen wetteifernd arbeiteten. Seit der Zeit ist die Dichtung aus der Bahn des Idealen herausgetreten, sie hat sich in das Labyrinth des Realismus vertieft, ohne noch den Faden gefunden zu haben, der sie wieder ans Licht zurückführen könnte, und die Wissenschaft ihrerseits hat sich spröde in ihren geschlossenen Kreis zurückgezogen, sie ist nicht mehr eine nationale Thätigkeit. Neben der harmonischen Erscheinung Goethes wüßten wir keine andere zu nennen, die uns jenes Zusammenwirken des Denkens und der Empfindung so lebhaft versinnlichte, als A. v. Humboldt. Er überragt an Fülle und Tiefe der Forschungen alle seine Mitbewerber, und doch hat sein künstlerischer Sinn und seine echte Humanität die Uebermasse des Stoffs zu einer wohlthuenden Erscheinung zu gestalten verstanden. Ein Bild zu verehren, in dem sich Größe des Willens und Reinheit des Herzens so liebenswürdig durchdringen, ist heilsam für das ganze Volk, und es ist der Künstlerin gelungen, etwas von diesem Geiste in der äußern Erscheinung hervortreten zu lassen. Der strenge Ernst des Forschers blickt uns aus diesen klugen Augen an, die hohe schöne Stirn deutet auf die Fülle der Gedanken, und doch liegt in den Falten des Mundes jenes gewinnende Wohlwollen, welches die Menge mit dem Bevorzugten der Götter versöhnt und keinen Neid aufkommen läßt.

Ein Stich nach Hasenclever. — Das beliebteste Bild des früh verstorbenen Malers (geb. 1810 zu Düsseldorf), „das Examen aus der Jobsiade", erscheint in nächster Zeit in ausgeführter Linienmanier, gestochen von Janssen, 22 Zoll hoch, 30 Zoll breit, zu dem billigen Preise von sechs Thalern bei Wilhelm Kaulen in Düsseldorf. Es ist diesem Maler begegnet, was bei so mancher gefeierten Größe vorkommt: man hat ihn im Anfang, wo das Genre neu war, überschätzt, und es hat sich dann eine Reaction gegen ihn geltendgemacht, die auch seine wirklichen Verdienste verkannte. Daß in seinen komischen Bildern keine eigentliche Naturkraft liegt, daß sein Scherz gemacht, bis zu einem gewissen Grade forcirt und etwas einförmig ist, das wird man heute, wo der Humor auch in der bildenden Kunst mehr in die Tiefe gegangen ist, nicht verkennen; aber Originalität in den Erfindungen, heiteren Ton und Entschiedenheit im Charakterisiren besitzt er in hohem Grade, und auf einen unbefangenen Zuschauer werden seine burlesken Figuren immer einen angenehmen Eindruck machen; und wir haben umsomehr Veranlassung, das, was einmal in diesem Fach geleistet ist, festzuhalten, je ärmer im ganzen unser Leben und unsere Kunst an wirklich komischen Momenten ist. Bis jetzt ist der von uns angedeutete tiefere Humor, einzelne glänzende Leistungen abgerechnet, mehr in der Intention, als in der Ausführung vorhanden, und wir haben daher keine Ver-

anlassung, den Standpunkt Hasenclevers bereits als einen überwundenen zu betrachten. Aber auch wenn dieses der Fall sein wird, verdient er noch immer als ein wichtiges Moment in unserer künstlerischen Entwicklung die Beachtung aller Kunstfreunde. —

Musik. — Fliegende Blätter für Musik. Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler. Von dem Verfasser der Musikalischen Briefe. Achtes Heft. Leipzig, Baumgärtner. — Mit dem achten Heft ist der erste Band dieser Fliegenden Blätter geschlossen. Sie haben, wie die Musikalischen Briefe desselben Verfassers, ein sehr dankbares Publicum gefunden, und wir finden diesen Erfolg sehr begreiflich. Die eigentliche Production in der Musik scheint bei uns wie bei unsren Nachbarn, wenn auch nicht grade im Absterben, doch wenigstens in einer Periode der Erschlaffung zu sein; und da wir eine so unendlich reiche und schöpferische Periode in unmittelbarster Vergangenheit durchlebt haben, so ist das wol die günstige Zeit, um über die Kunst, ihre Gesetze und Wirkungen zu reflectiren. Die Schule der Musiker der Zukunft hat diese Reflexionen in großem Stil begonnen, und grade der Radicalismus, mit dem sie alle bisherigen Begriffe von Musik über den Haufen wirft, und eine neue Kunst in Aussicht stellt, die sich mehr fühlen als beschreiben läßt, verräth ihr Uebergewicht der Reflexion über das unbefangene Schaffen. Auf der andern Seite haben wir die abstracten Musiker, die überwältigt von dem Eindruck der großen Werke namentlich in der Instrumentalmusik, die Kunst immer mehr ins Innerliche zu wenden suchen, und in der Künstlichkeit und Ungewöhnlichkeit der Formen, in der Seltsamkeit der Motive und Uebergänge das einzige Mittel finden, mit der genialen Kraft jener Vorzeit in die Schranken zu treten. Beide Schulen haben einen großen Anhang unter den Künstlern wie unter den Kunstfreunden; aber im großen Publicum kann ihre Einwirkung nur vorübergehend, nur auf Ueberraschung berechnet sein, denn gegen das künstlich Ersonnene erhebt sich sehr bald die Reaction des natürlichen Gefühls. Indem sich nun der Wohlbekannte zum Organ dieses Gefühls machte, indem er laut und offen den Grundsatz, den die Masse im Stillen hegt, mit dem sie aber gegen die gebildeten Musiker nicht laut zu werden wagt, daß die Musik wie alle Künste den Zweck habe, der Menge zu gefallen und sie mit sich fortzureißen, offen und unumwunden aussprach, gab er dieser Stimmung durch den Beitritt eines Gebildeten und Kunstverständigen gleichsam die Sanction. Um so wohlgefälliger mußten seine Darstellungen der Menge sein, da er sich sehr wohl hütete, seinerseits in ein abstractes Princip zu verfallen, und mit großer Geschicklichkeit die Seiten hervorzuheben verstand, die in der Musik der Zukunft wie der Vergangenheit mit seiner eignen Ansicht in Beziehung standen. Seinem Zweck gemäß war seine Darstellung durchaus durchsichtig, und er vermied auch die Trivialität nicht, um der Menge stets verständlich zu sein. Nun glauben wir zwar nicht, daß aus dieser Art von Eklekticismus ein volksthümlicher Stil hervorgehen kann, auch nicht einmal ein volksthümlicher Geschmack; da aber das Zeitalter überhaupt das Zeitalter der widerstrebenden Meinungen ist, so hat auch diese Stimme ihre Berechtigung, und man wird ihr nur insoweit entgegentreten müssen, als sie der augenblicklichen Wirkung zu Liebe mit den großen Schätzen der Vergangenheit gar zu leichtfertig umgeht, wenn auch nur in dem Sinn, daß sie dieselben in einem Athem mit dem Schwächlichen und dem Mittelmäßigen nennt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beethovens Symphonien nach ihrem idealen Inhalt mit Rücksicht auf Haydns und Mozarts Symphonien von einem Kunstfreunde. Dresden. — Dieser gute Kunstfreund kommt frisch von der Mutterbrust der Brendelschen Zeitschrift und scheint wirklich des guten Glaubens zu sein, einen „ästhetischen Commentar zum tieferen Verständniß Beethovens für das größere Publicum" zu liefern, wenn er ihm auf noch nicht zwei Bogen einen verdünnten Aufguß von der Kraftbrühe der „Eingeweihten", eines Theodor Uhlig, eines Franz Brendel, eines Richard Wagner vorsetzte. Wie gewöhnlich die Leute sich am meisten mit dem idealen Inhalt zu thun machen, die den wirklichen nicht zu fassen vermögen, so ergeht auch dieser Kunstfreund sich in allgemeinen Redensarten, wo er auf das Wesen eingehen sollte, und ist gewiß ehrlich, wenn er meint, das Verständniß der neunten Symphonie angebahnt zu haben, indem er als die Idee derselben „das sieggekrönte Ringen der Seele nach höchster Freude" bezeichnet. Auch glaubt er gewiß alle, welche die Verbindung des Gesanges mit dem Instrumentalen in derselben Symphonie als Aeußerlichkeit und Willkürlichkeit darstellen, siegreich bekämpft zu haben durch die pompöse Versicherung, „das Wort ringe sich als nothwendiges Ergebniß aus dem reinen Tone hervor, werde aus ihm organisch erzeugt". Für seine Fähigkeit, dem Entwicklungsgang eines Künstlers zu folgen, spricht es genügend, daß er die sechste, siebente, achte Symphonie ganz auf eine Stufe stellt; für sein ästhetisches Verständniß, daß er das Motto für die siebente Symphonie in A dur vorschlägt:

Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang;

daß ihm die vierte Symphonie in B dur zwar nicht als ein Rückschritt oder Stillstand gegen die eroica erscheint — dazu ist er doch zu gutmüthig, — aber als ein Beweis, daß Beethoven sogut wie Homer mitunter geschlafen habe, daher sie denn auch die vorurtheilsfreien Verehrer Beethovens weniger befriedige, obgleich sie doch eine der edelsten Blüten Beethovenscher Kunst sei. Und so geht es fort. — Wann wird man aufhören, Liebe und Verehrung für große Meister und ihre Werke durch ein wenn auch noch so wohlgemeintes Geschwätz an den Tag zu legen, anstatt sie mit Ernst und Ehrfurcht zu studiren! —

Weihnachtsbücher. — Der Thiergarten, von Gustav Canton. — Hundert moralische Erzählungen von C. Homisch. — Lichtbilder von C. Enslin. — Das Buch der Kinderfreuden von R. Fränkel. — Der Knaben Kriegszug. — Der höfliche Schüler vom Magister Graf u. s. w. Sämmtlich im Verlag von Rudolf Chelius in Stuttgart. — Beim Durchblättern dieser kleinen, für Kinder bestimmten Bibliothek haben wir uns nicht wenig darüber verwundert, mit welcher Geschicklichkeit, ja mit welchem Raffinement die verschiedenen Seiten des Lebens, soweit sie mit der Kinderwelt in Berührung stehen, aufgespürt worden sind, um Belehrung und Unterhaltung auf eine zweckmäßige Weise zu vereinigen. Am meisten billigen wir diejenigen Schriften, die sich auf die Natur beziehen, und hier fügen wir noch eine Schrift hinzu, die in demselben Verlage erschienen ist, die aber bereits etwas größere Ansprüche macht: Heinrich Rebaus vollständige Naturgeschichte des Thierreichs, 2. Auflage, gänzlich umgearbeitet und stark vermehrt von Eduard Brandt. Mit 106 colorirten Abbildungen und 92 Holzschnitten; ein sehr zweckmäßiges und gut ausgestattetes Handbuch, für die ersten Anfänge des Lernens eingerichtet. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Im allgemeinen möchten wir über diese Literatur, die eine fast so große Ausdehnung erlangt hat, als die Literatur für Erwachsene, folgende Bemerkungen machen. Es kann der Industrie nicht verwehrt werden, sich eines jeden Gegenstandes zu bemächtigen, der entweder dem wirklichen Bedürfniß oder der Mode dient; aber auf die Kinder wirkt diese Vervielfältigung ihrer Beschäftigungen und der damit verbundene Luxus nicht wohlthätig ein. Jemehr sie mit Erfindungen überhäuft, je früher sie an eine elegante und zierliche Ausstattung gewöhnt werden, desto schneller verliert sich jene Pietät für das einmal Vorhandene, jene Anhänglichkeit an den liebgewordenen Besitz, und weicht einem unruhigen, fieberhaften Drang nach immer neuen Gegenständen, den es vielleicht nicht ganz unpassend wäre, mit dem sogenannten Weltschmerz der Erwachsenen in Parallele zu stellen. Wir leben alle sehr schnell und unruhig, und die Kinder folgen in fieberhafter Hast der ungestümen Flut der Bewegung. Bei keinem Zweige der Kinderbeschäftigungen zeigt sich das so deutlich als bei den Büchern. In früheren Zeiten wechselte dergleichen nicht so schnell; dafür wurde es aber auch wie ein Heiligthum Jahre hindurch festgehalten, womöglich noch vererbt und zu dem vollständigen geistigen Eigenthum gemacht. Jetzt müssen die Schriftsteller, die für dergleichen arbeiten, ihre Phantasie anstrengen, um immer etwas Neues zu erfinden, und es ist nur zu natürlich, daß der Werth des Fabrikats mit der Schnelligkeit der Production in Verhältniß steht. Wir finden es nicht zweckmäßig, daß man die Kinder daran gewöhnt, sich fortwährend selbst zu betrachten, daß man sie unaufhörlich an ihr eignes Leben, an ihre Vergnügungen und Pflichten erinnert, daß man sich zu ihnen herabläßt, ihre Sprache redet und auf ihre Vorstellungen eingeht. Das Kind wird viel dankbarer sein und einen weit größeren Nutzen davon haben, wenn man es dem Kreise seines Alltaglebens entrückt und seine Phantasie mit kräftigeren, männlicheren Vorstellungen nährt, die seinem Gedächtniß nicht sobald wieder entschwinden, wie die leichten Geschichtchen von Clärchen und Aennchen, von Hänschen und Fränzchen, vom Pudelchen und Möpschen, die es augenblicklich wieder vergessen hat, sobald es damit fertig ist. Die Poesie hat Stoffe genug geschaffen, um die kindliche Einbildungskraft bis in alle Ewigkeit damit zu nähren, und diese sollten in den Kinderbüchern aufbewahrt werden. Wir nennen vor allen Dingen die Bibel. Daß man diese nicht so, wie sie ist, den Kindern in die Hände geben kann, darüber wird wol alle Welt einig sein, selbst die eingefleischtesten lutherischen Orthodoxen nicht ausgenommen. Nun gibt es zwar nichts Heilloseres, als die rationalistischen Verwässerungen, welche die biblischen Geschichten in das Niveau der Clärchen und Aennchen, der Hänschen und Fränzchen, der Pudelchen und Möpschen herabziehen; aber eine Auswahl ist nothwendig, nur daß sie mit einem wirklichen Sinn für Poesie und Natur angestellt werden muß. Es müssen diejenigen Geschichten ausgewählt werden, die einen sinnlichen, der Einbildungskraft zugänglichen Charakter haben, einerlei, ob mit oder ohne Wunder; ferner diejenigen, in welchen der allgemein menschliche Inhalt das specifisch Jüdische überwiegt. Sie müssen ganz in der einfachen Weise der Schrift und der Sprache Luthers erzählt werden, weil dies die höchste poetische Form ist, die sie annehmen können. Nichts hat uns so empört, als Paraphrasen der Bibel, zum Theil von höchst rechtgläubigen Geistlichen ausgehend, in denen z. B. die Schöpfungsgeschichte in ganz sentimentalen und süßlichen Redensarten vorgetragen wurde. Ueber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haupt wird durch nichts die kindliche Phantasie so entnervt, als durch die Ueberzuckerung des Heiligen. In einer der Abbildungen der uns vorliegenden Bibliothek wird ein kleiner Engel, um die liebliche Kindheit recht zart zu malen, in der Tracht einer Pariser Ballettänzerin abgemalt. In diesem Falle wird das Unpassende auch von christlichen Gemüthern gefühlt werden; aber in vielen frommen Geschichten, wo die Engel gar kein Ende finden, sich über ihre Kindlichkeit und Liebenswürdigkeit redselig auszulassen, ist derselbe schlechte Geschmack. Die Engel sind Boten des Herrn; sie sollen ihren Auftrag ausrichten und dann schweigen, denn geschwätzige Dienstboten sind eine Last. — Wir meinen übrigens, daß bei dieser Auswahl nicht blos der epische Theil berücksichtigt werden darf. Die gewaltigen lyrischen Ergüsse und die Kernsprüche, die sich durch ihren Rhythmus ebensosehr dem Gedächtniß einprägen, wie durch ihren Inhalt dem Gemüth, gehören ebenfalls dahin. Auf die Bibel folgen die Sagen der Völker mit einer besonders bevorzugten Phantasie, der Griechen, auch der Römer, der Araber (Tausend und eine Nacht), vor allem aber die Märchen und Fabeln des eignen deutschen Volks. Alle diese Geschichten müssen das Kind schon in dem zartesten Alter erfreuen. Sobald es nur überhaupt soweit ist, zu lesen, versteht es die Geschichten von Achilles und Hektor, von Romulus und dem stolzen Tarquin, von Harun al Raschid und den Barmeziden, von Siegfried und Hagen, von Eulenspiegel und Reinecke Fuchs sehr gut und findet an ihnen weitmehr Interesse, als an Clärchen und Aennchen, an Hänschen und Fränzchen, an Pudelchen und Möpschen. Selbst wo es den einen oder andern Umstand nicht ganz verstehen sollte, schadet das gar nichts. Die Phantasie des Kindes ist für Sprünge noch sehr empfänglich und kennt noch keinen Pragmatismus, und was zuerst nur ein Gut der Phantasie und des Gedächtnisses war, wird allmälig auch vom Verstand durchdrungen werden. Ueberhaupt muß man sich davor hüten, die Kinder für gar zu einfältig zu halten. — Eine völlig umgekehrte Welt ist es, wenn man, wie Tieck und Hoffmann, die angeblich kindliche Auffassung zum Gegenstand der Poesie für Erwachsene macht. — Alle diese Geschichten muß man den Kindern in dem möglichst einfachen rohen Material überliefern; jede Verarbeitung, durch die man ihrer Selbstthätigkeit zu Hilfe zu kommen glaubt, schadet dem ersten frischen Eindruck und der Pietät für das Ueberlieferte, denn die Kinder merken sehr bald, wenn man ihnen etwas vorlügt und verlieren dann auch an das Rechte und Wahre den Glauben. — Noch einem Einwurf müssen wir begegnen. Es könnte scheinen, als ob die biblischen und heidnischen, die orientalischen und deutschen Geschichten bei den Widersprüchen in ihrem Inhalt der kindlichen Phantasie die Harmonie und Unbefangenheit rauben und sie namentlich in Bezug auf die Religion verwirren könnten. Das ist aber keineswegs der Fall. So verschieden das Colorit in diesen Geschichten ist, so vollkommen stimmt der allgemein menschliche Inhalt in ihnen überein, da sie sämmtlich echte Bildungen der Poesie oder der Natur sind. Die Vorstellung von Gott dem Herrn wird dem Kinde ohne Bücher eingeprägt, und wenn es diese nur festhält, so werden sich Minerva und Mercur, Neptun und Pluto, die Riesen und Zwerge, die Elfen und Feen recht gut damit vertragen, besser jedenfalls, als die lieblichen Englein im Balletcostüm, die gar keine Physiognomie haben und doch nur auf den Rang einer Gliederpuppe Anspruch machen dürfen. — Man klagt soviel, daß man in den Gymnasien vieles

lernen muß, was man später vergißt. Das ist gewiß nicht gut und wird bei einem verständig geleiteten Gymnasium wol auch nicht der Fall sein, da man überhaupt nichts vergißt, was man einmal gründlich gelernt hat; aber noch viel schlimmer ist es, daß man die Kinder in dem zartesten Alter, wo die Eindrücke am mächtigsten sind und am tiefsten eindringen, daran gewöhnt, sich mit nichtigen und albernen Gegenständen zu beschäftigen, deren Abgeschmacktheit sie einsehen müssen, sobald sie ein Jahr älter sind. Dadurch werden sie früh an Flüchtigkeit und Unstetigkeit gewöhnt und bringen auch dem späteren Ernst des Lebens ein flüchtiges und zweifelhaftes Gemüth entgegen. —

In derselben Gattung der Literatur geht uns nachträglich noch ein außerordentlich schöner Beitrag zu: ABC für artige Kinder, in Silhouetten und Reimen, von Karl Fröhlich. Kassel, Volkmann. — Die Silhouetten sind kleine Kunstwerke, mit einem außerordentlich frischen Humor und scharfer Charakteristik entworfen. Es ist bei weitem das Zierlichste und Geschmackvollste, was uns in diesem Genre vorgekommen ist. —

Ferner ist zu empfehlen: Mathildens und Elsbeths Lieblingsgeschichten, erzählt von Tante Sophie. Für Kinder von 8—12 Jahren. Weimar 1855. Hermann Böhlau. Es enthält drei Geschichten, in denen eine gesunde Lehre durch das reiche Detail der Erzählung und echt poetische Ausführung liebenswürdig gemacht wird. Wenn in der ersten „der Herr Winter" die Fülle des poetischen Schmucks fast zu reich für Kinderseelen erscheint, so sind die folgenden, namentlich „die Ameise" als vortreffliche Muster freier poetischer Behandlung und klarer Darstellung zu rühmen. Möge die Verfasserin ihr schönes Talent, anmuthig zu belehren den Kleinen noch oft im Glanz des Weihnachtsbaums erweisen.

Literatur. — Zorndorf. Von Hermann Wauer. Ed. Röder. Wriezen a. O. 1854. — Es war zu erwarten, daß das große Glück, welches die beiden epischen Gedichte von Scherenberg, Leuthen und Waterloo, gemacht haben, zu zahlreichen Nachbildungen führen würde; aber ein einzelner glücklicher Wurf rechtfertigt das Genre noch keineswegs; und so zweifeln wir daran, ob das freie Versmaß, die preußisch patriotische Gesinnung und die lebhafte Erzählung ausreichen werden, um diesem neuen Experiment der Wachtstubenpoesie bedeutenden Eingang zu verschaffen.

Das weiße Buch vom 18. Juni, worin Dichtungen eines Laien. Berlin, Löw. — Gemüthliche, harmlose Lieder, ohne höhere Bedeutung, aber auch ohne störende Beimischungen mit stetiger Beziehung auf die unmittelbarsten Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens. Nur bisweilen läßt sich der Verfasser durch seine Phantasie zu Vorstellungen verleiten, die keinen realen Hintergrund haben. Z. B. in dem Gedicht, „das Judenkind."

Bescheiden kauert am Wege
Ein Weib mit ihrem Kind:
Es ist eine arme Jüdin
Mit ihrem jüdischen Kind.

Ihr Antlitz trägt die Spuren
Von einem dunklen Geschick,
Es spricht ein Herz voll Argwohn
Aus ihrem unsteten Blick.

Froh blickt das Kind zum Himmel
Und froh in die Welt hinein,
Es scheint ihm alles Freude
Und alles Liebe zu sein. —

Wer hat dich lächeln geheißen?
Mach deine Augen zu!
Für dich kein Glück und Segen —
Elendes Judenwurm, du! —

Es ist das erste, was wir hören, daß die kleinen Landsleute Rothschilds hinter dem Zaun zur Welt kommen. Wir dächten, in dieser Beziehung könnten sich ihre christlichen Mitgeschöpfe keiner besondern Bevorzugung rühmen.

Robert und Ludmilla. Eine Idylle von Franz Huber. Augsburg, Heine und Comp. — Das Vorbild, welches dem Dichter vorgeschwebt hat, Goethes Hermann und Dorothea, tritt zwar in dieser Nachbildung sehr merklich hervor, aber ohne eigentlich zu stören. Die Geschichte ist einfach und lebendig erzählt und zeigt überall Wärme des Gemüths und der Naturanschauung.

Alphabet des Lebens. Eine Weihnachtsgabe für große Kinder. Von Franziska Gräfin Schwerin. Breslau, Kern. — Eine Sammlung von alphabetisch geordneten, sittlich-religiösen Denksprüchen, die im wesentlichen eine gesunde Auffassung des Lebens verrathen. Originell ist die Form: die Hälfte der Sprüche ist in gereimten Distichen, wenigstens in einem Rhythmus, der an das elegische Versmaß erinnert, z. B.:

Arbeit, du bist unser Loos, aber ein Segen fürs Leben,
Wenn wir uns deiner erfreun, wenn wir dich üben mit Lust.
In dem gewissen Gefühl, daß dich der Herr uns gegeben,
Der unsre Kräfte geprüft, eh wirs geahnt und gewußt u. s. w. —

Lieder aus Weimar von Hoffmann von Fallersleben. Hannover, Rümpler. — Der alte beliebte Volkssänger zeigt in dieser kleinen Sammlung, daß er seine Gemüthlichkeit in den wechselvollen Ereignissen seines Lebens ungebrochen zu erhalten gewußt hat. Im Gegentheil erscheinen uns die gegenwärtigen Lieder noch viel harmloser und ansprechender, als die früheren lyrischen Versuche, Politik des Herzens zu treiben. Der Inhalt ist nicht bedeutend, aber der frische, lebhafte Ton und die gefällige Melodie der Sprache wird unsren stoffarmen Componisten, die grade dergleichen Texte gebrauchen können, sehr willkommen sein. —

Notiz. — Die Redaction des vom östreichischen Lloyd in Triest herausgegebenen illustrirten Familienbuches hat abermals eine Preisausschreibung erlassen, und zwar dies Mal für die zwei besten naturwissenschaftlichen Originalaufsätze, welche, von der strengen Form der Wissenschaft sich frei machend, Darstellungen aus der gesammten theoretischen und angewandten Naturwissenschaft mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen enthalten sollen und auf den Raum von höchstens anderthalb Druckbogen in Quart bemessen sind. Die drei Preisrichter sind: V. Kollar, Director des k. k. Naturaliencabinets und Professor Dr. L. Redtenbacher in Wien, und Professor E. A. Roßmäßler in Leipzig. Der Einsendungstermin der Manuscripte an eine der beiden Hauptagenturen des östreichischen Lloyd, in Wien oder in Leipzig, währt bis zum 30. April 1855, und die beiden Preise betragen, außer dem üblichen Honorar, resp. 25 und 15 Dukaten in Gold. Hinsichtlich der näheren Bestimmungen verweisen wir auf die ausführliche officielle Anzeige dieser Preisausschreibung, welche bei dem gegenwärtig allgemein verbreiteten Interesse für die Naturwissenschaften gewiß nicht verfehlen wird, bei dem schriftstellerischen wie bei dem lesenden Publicum einen gleich günstigen Eindruck zu machen.

Aus Mitteldeutschland. — Daß es unsrer auch in finanzieller Hinsicht so ernsten Zeit an der lustigen Person nicht fehle, dafür sorgt ein Mann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Schwerin, der sich „Vermehren" nennt. Es erinnert dieser nach aller Wahrscheinlichkeit angenommene Name an die Gattung Menschen, welche man „Plusmacher" zu nennen pflegt, und die den Kopf stets voll von finanziellen Projecten tragen, deren Verwirklichung dem Staate viel einbringen, dem Unterthan aber nichts kosten soll. Daß Herr „Vermehren" es so bitter ernst meint, erhöht nur die komische Kraft der Figur. Seit Jahren verfolgt dieser Mann die östreichischen Finanzminister mit seinen unfehlbaren Plänen, dem Kaiserstaate in seiner Papierbedrängniß aufzuhelfen. Da er aber sein Geheimmittel nicht offenbaren will, fand er, wie es sich gebührte, keine Anerkennung. Darüber klagt nun Herr „Vermehren" gar gewaltig in dem zu Schwerin erscheinenden „Norddeutschen Correspondenten", der Kreuzzeitung des in allen übrigen Dingen so gesegneten Mecklenburg. Er klagt nicht nur, er läßt es sich Geld kosten, und versendet in Briefen die betreffenden Artikel dieses Blattes in alle vier Winde. Ein solcher Brief mit der Einlage des Correspondenten, und vom dritten December datirt, ist mir eben zugekommen. Der Brief berichtet, — gedruckt, nicht geschrieben — daß Herr Vermehren in der Nummer 280 des Correspondenten von Schwerin, aufgefordert worden, endlich nach glänzend gelungener östreichischer Anleihe, seinen unbenutzt gebliebenen Finanzplan dem wartenden Europa endlich zu offenbaren. Und die Einlage in diesem Briefe enthält, was Herr Vermehren hierauf im „Norddeutschen Correspondenten" Nr. 282 geantwortet. Der gute Mann hatte nicht gemerkt, daß jene Aufforderung von einem Spaßvogel ausgegangen. Offenbart er aber nun seine finanzielle Panacee? Er erklärt nur, daß grade wegen des glänzend gelungenen Nationalanlehens das finanzielle Oestreich kränker als je ist, daß sein Finanzplan allein den anscheinend rettungslosen Finanzkranken rasch und radical gesund machen kann, und daß er den Plan nochmals den Ministern des Innern und der Finanzen und einer kleinen Zahl anderer hochstehenden Personen Oestreichs zur Berücksichtigung empfohlen habe. Obschon nun diese Berücksichtigung bis zum ersten December, dem Datum der Expectoration des Herrn Vermehren im „Norddeutschen Correspondenten", nicht erfolgt ist, sagt er doch in dem gedruckten Briefe: „Der Nachweis, wie das durch mich Verheißene auch jetzt noch wirklich geleistet und dadurch das fragliche Ei auf die Spitze gestellt werden könne, muß einstweilen ausgesetzt bleiben und mein Finanzplan bis auf weiteres noch mein unbenutztes Geheimniß bleiben."

Wir rathen dem finanziellen Columbus, sein Geheimniß für immer zu bewahren. Es gibt nun einmal keine finanziellen Geheimmittel, und Männer von solange zurückreichender Erfahrung wie Kübeck und Baumgartner haben sicherlich alle Mittel, die es gibt, reiflich erwogen. Wenn Herr Vermehren wüßte, wieviele tausend von Finanzplänen von Groß- und Kleinmeistern seit Jahren bei den östreichischen Finanzbehörden eingereicht worden sind, so würde er sicherlich nicht von dem unbegreiflichen Ehrgeize beseelt sein, solchen Plunder zu „vermehren."

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.